



FAZ vom 28. 9. 2022, S. N4

Sensibles Importgut: Kulthaus der in Papua-Neuguinea beheimateten Volksgruppe Abelam im Berliner Humboldt-Forum

Foto Staatliche Museen zu Berlin

Ethnologische Museen sind derzeit nicht um ihre Aufgabe zu beneiden. Einmal sollen sie durch umfängliche Provenienzforschung den Verdacht ausräumen, ihre Ausstellungen seien nichts als Diebesgut, zweitens sollen sie sich so aufstellen, dass die Bevölkerung in ihrer ganzen bunten Vielfalt angesprochen wird, drittens sollen sie ihre Exponate so präsentieren, dass niemand sich übergangen oder bevormundet fühlt, und als wäre das noch nicht genug, sollen sie die Besucher zur Weltoffenheit erziehen und in Debatten verwickeln.

Praktisch läuft das oft darauf hinaus, dass aus Herkunftsländern schnell herbeigeholte Menschen mit kritisch-besorgtem Blick durch die Ausstellungsräume spazieren und da ein paar Mahnungen aussprechen, das Ganze am Ende aber doch absegnen. Groß ist die Rührung, wenn einer von ihnen vor einem Objekt, das ihn an Heimat und Ahnen erinnert, in Tränen ausbricht. Man hält das für einen besonders legitimitätsstiftenden Akt.

Hans Peter Hahn bringt das auf die Palme. Legitimation durch vorgezeigte Emotionen der anderen: Für den Frankfurter Ethnologie-Professor ist das genau der falsche Weg. Die heute so nachdrücklich geforderte Rechtfertigung der Museen soll nach seiner Vorstellung vielmehr aus der gemeinsamen Verantwortung für Ausstellungen hervorgehen oder Kollaboration; so wie gerade im Humboldt-Forum, das seine Benin-Bronzen nach Nigeria zurückgegeben hat, doch einen Teil weiter in Berlin ausstellen wird. Eigentümer ist Nigeria, die konservatorische Verantwortung liegt bei der Bundesrepublik.

Das Humboldt-Forum gehört in diesem Punkt zu den Pionieren. Bis Ausstellungen reihenweise in Gemeinschaftsarbeit entstehen, wird nach Hahns Einschätzung wohl noch mindestens ein Jahrzehnt vergehen. Die ethnologischen Museen, die über die koloniale Diskussion unvermittelt ins Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit geraten sind, haben heute weder das Geld noch das Personal, um den poli-

tischen Auftrag unmittelbar zu erfüllen. In ihren Depots lagen Hunderttausende Gegenstände, deren Herkunft untersucht werden soll. Parallel sollen die Objekte digitalisiert werden, auch das eine Mammutaufgabe, die Jahrzehnte bis Jahrhunderte in Anspruch nimmt. Und dann sollen auch noch die Ausstellungskonzepte überarbeitet und Kooperationen mit Übersee in Gang gebracht werden.

Dass daraus peinliche Übersprungshandlungen resultieren wie am Leipziger Grassi Museum, das meinte, sich von der Büste seines früheren Direktors, des Ethnologie-Pioniers Karl Weule, öffentlich mit dem Presslufthammer verabschieden zu müssen, ist beinahe absehbar. Dazu kommt der moralische Druck von postkolonialen Aktivisten, die Menschen entlang einer Hautfarbenskala wieder in Gut und Böse kartieren und die Aufarbeitung der Kolonialverbrechen damit nicht erleichtern. Die grundsätzliche Einsicht in den politischen Charakter von Museen, von der Hans Peter Hahn spricht, ist jedoch nicht zu verwechseln mit der Unterordnung der Schaustücke unter politisch-moralische Moden. Hahn meint damit die Entscheidung, was von einem Land, einer Kultur gezeigt wird und was nicht. Das deutsch-französische Doktorandenkolleg „Den Anderen repräsentieren: Museen, Universitäten, Ethnologie“, das er vom Januar an gemeinsam mit Kollegen von der Nouvelle Sorbonne leiten wird, will genau das untersuchen, und

Rettet den Maiskolbenschäler!

Ein neues Doktorandenkolleg untersucht den Gestaltwandel ethnologischer Museen

darüber hinaus die Fragen beantworten, was ein Museum heute überhaupt ist.

Im Fall der ethnologischen Museen lautet die Antwort auf die erste Frage: Rund neunzig Prozent der Objekte bleiben in Deutschland für die Öffentlichkeit unsichtbar. Sie lagern in den Archiven, vollgepumpt mit Konservierungstoffen, manche sind nicht einmal kartiert. Der Zustand vieler Sammlungen ist beklagenswert. In Accra oder Lomé, meint Hahn, sind dagegen fünfzig Prozent der Sammlung zu sehen. Was liegt also näher, als einen Teil der Gegenstände, die in Deutschland nicht das Tageslicht erblicken würden, dort auszustellen? Hans Peter Hahn wünscht sich allgemein eine größere Mobilisierung der Objekte. Ethnologische Sammlungen seien geradezu dafür prädestiniert, an allen Orten der Welt gezeigt zu werden. Dafür müsse man sie von den Darstellungsinteressen nationaler Kulturen lösen und internationale Netzwerke knüpfen. In dieser Hinsicht ist in den ethnologischen Museen einiges passiert. Das Stuttgarter Linden-Museum etwa hat seine Ausstellung überarbeitet und Ko-Kuratorenschaften und Residency Ships ausgeschrieben. Nach dem Geschmack von Hans Peter Hahn ist es noch deutlich zu wenig. Man scheue sich immer noch, Fremden die Verantwortung für Ausstellungen zu geben.

Bei der Frage nach dem Selbstverständnis der Museen gab es vergangenes Jahr ein kleines Erdbeben. Der internationale

Museumsverband ICOM stufte in einer Erklärung den Wert der Sammlungen grundsätzlich herunter zugunsten der zivilgesellschaftlichen Mission des Museums. Außerdem stellte es die Museen mit dramatischen Worten grundsätzlich unter Kolonialismusverdacht. Müssen sich Museumsdirektoren nun als zivilgesellschaftliche Diskurscoaches neu erfinden? Sollen sie ihre Sammlungen einmotten und nur noch über ihre politischen Hintergründe reden? Manche wünschen sich das so.

Für Hans Peter Hahn würde sich das Museum damit beliebig machen. Ein Museum als Wandzeitung? Nichts langweiliger als das. Hahn geht es um die Unmittelbarkeit, die ästhetischen Schockmomente. Er zeigt auf einen Maiskolbenschäler auf seinem Wandregal, ein Mitbringsel einer seiner Forschungsreisen nach Afrika – es ist ein trichterförmiger Becher mit mehreren Zackenreihen im Inneren –, und sagt: „Die Objekte dürfen nicht verschwinden.“ Wer braucht ein Museum aus Worten? Einen anderen Objektzerstörer sieht Hans Peter Hahn in der Digitalisierung der Sammlungen, auf die andere große Hoffnungen setzen. Er hält sie für einen weiteren kolonialen Akt, der die Gegenstände aus ihrem Traditionszusammenhang reißt und in die Machtordnung der Metadaten einspeist. Die Logik der Suchmaschinen werde der Sensibilität der Dinge nicht gerecht.

Wie soll sich das ethnologische Museum zu der Forderung verhalten, es möge die Herkunftskulturen einbeziehen? Man könne heute eine ethnologische Ausstellung nicht am grünen Tisch beschließen, meint Hahn, man müsse die Expertise der Herkunftsländer einbeziehen. Man brauche dafür aber nicht Alibi-Zeugen, sondern erfahrene Leute, die aus einem weiten Erfahrungsschatz überhaupt erst repräsentative Gegenstände auswählen können. Das Ziel sind für ihn Ausstellungen, die in gemeinsamer Verantwortung entstehen. Sie können dann eigentlich überall gezeigt werden, es sei denn – siehe Documenta –, man wird sich über Normen nicht einig. THOMAS THIEL